

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 12 (1971)  
**Heft:** 3

**Artikel:** "Ich kämpfte für den Frieden" 11. Als Werber bei der Geistesprominenz  
**Autor:** György, Ervin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1095383>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



«Ich kämpfte für den Frieden»

## Als Werber bei der Geistesprominenz

Von Ervin György

**Sehr geschätzte Waffen im Kampfe für den Frieden sind die Gruss- oder Protestbotschaften, die jeweils die Aktionen im In- oder Ausland moralisch unterstützen sollen. Hier wurde bei uns auch grosser Wert auf die Stellungnahme international bekannter Wissenschaftler, Schriftsteller oder Künstler gelegt.**

In den meisten Fällen ging das ziemlich einfach vor sich. Die zuständige Sachbearbeiterin unserer Abteilung setzte sich telefonisch mit den betreffenden Personen in Verbindung und bekam ohne Umschweife ihre Zustimmung. Viele sagten einfach: «Ich schliesse mich der Mehrheit an», oder erteilten einen Generalauftrag — um in Zukunft nicht mehr gestört zu werden. Oft gaben die Sekretärinnen oder Ehefrauen ihr «Ja-Wort», wenn die Person selbst nicht zu erreichen oder wegen einer solchen «Selbstverständlichkeit» nicht zu stören war. Es waren nur wenige, die wegen einer Banalität, wie ein Protest- oder Grusstelegramm in Sachen Frieden, eventuellen Aerger mit der Partei gewollt hätten. Es gehört schon zur Verhaltenspsychologie in einer sozialistischen Gesellschaft, sowenig wie möglich unangenehm aufzufallen.

Aber diese wenigen Leute gab es eben doch. Sie mussten persönlich aufgesucht und «überzeugt» werden. Die zuständigen Aktivisten schienen da wenig Aussicht auf Erfolg zu haben. Darum wurde ich des öfteren gebeten, obwohl ich mit der Agitation und Propaganda nichts zu tun hatte, diese «schweren Fälle» zu übernehmen.

Während solcher Angelegenheiten kam ich manchmal zu recht seltsamen Erlebnissen.

### Der Fall Illyes

Gyula Illyes ist eine der grossen lebenden Persönlichkeiten der ungarischen Dichtung. Sein Name ist auch im Westen bekannt, besonders in Frankreich, wo er in seiner Jugendzeit einige Jahre lebte. Die Uebersetzung seines Prosawerkes «Das Pusztavolk» hat auf deutschem Sprachgebiet schon mehrere Ausgaben erlebt.

Sein internationales Prestige hat offensichtlich dazu beigetragen, dass er nach dem Ungarnaufstand ungeschoren blieb, obwohl sein Gedicht «Ein Satz über die Tyrannei» eines der ergreifendsten und populärsten Symbole des Aufstandes wurde. Er hatte es noch zu Stalins Lebzeiten geschrieben, veröffentlichte es aber erst am 1. November 1956 in der Budapester literari-

schen Zeitung. Die Schlusszeilen des Gedichtes in deutscher Uebersetzung:

«Auch jeder Abschiedskuss kennt Tyrannei  
Und auch die Frage täglich an den Gatten:  
„Sag mir, wann kommst du wieder heim, mein  
Liebster?“

All dies ist Tyrannei;

Sie ist in des Gefangenen Geständnis  
Wie im Geständnis jedes Liebenden,  
Im halbgesprochenen Wort, das zart geflüstert  
sei,

Ist Tyrannei — der Fliege gleich im Wein;

Nicht in den Träumen nur bei Tag und Nacht  
Ist Tyrannei, und nicht im Brautbett nur —  
Ja in der Sehnsucht selbst, in unseren Wünschen  
In Liebe, Schönheit auch liegt Tyrannei;

Denn Tyrannei war da, bevor wir waren,  
Und riss die Liebe, die Geliebte fort,  
Und sie ist da, wenn ihr euch niederlegt,  
Und in dem dunklen Ton in deiner Kehle;

Sie ist in eurer Speise, eurem Trank,  
In eurer Nase selbst, in eurem Mund,  
Ihr riecht sie, schmeckt sie, warm und kalt,  
Im Haus und draussen, tags und auch bei Nacht;

Wo Tyrannei ist,

Ist nur Tyrannei,

Nicht anderes zählt —

Sei es nun Kunst, sei es die wahre Litanei;

Ist euer Grab bereit,

Versenkt man euch darin,

Verlangt sie, dass man sage, wer ihr seid,

Nicht einmal eure Asche wird euch je geschenkt.»

Gyula Illyes verbringt alljährlich mehrere Monate mit seiner Frau (einst die Lebensgefährtin eines anderen grossen ungarischen Dichters und eines Freundes von Illyes, Attila Jozsef) und

Molotow war unter Chruschtschew vorgeworfen worden, den «sozialistischen Internationalismus» der Gleichberechtigung der Völker entgegengesetzt und die Souveränität der kleinen und grossen Nationen völlig missachtet zu haben. Von dieser Abweichung wird heute in der Sowjetunion nicht mehr gesprochen, denn sie entspricht vollkommen der Breschnew-Doktrin. Zu ihrem Schutze amtiert als Sicherheitschef unter anderem jener gleiche Jurij Andropow, der am 22. KPdSU-Kongress Molotow vorgeworfen hatte, in seiner Aussenpolitik die Partner zertreten zu haben.

sowjetischen Staatssicherheitsdienstes war, der 1961 auf dem 22. Parteikongress mit Stalins nicht so genannten Doktrin der beschränkten Souveränität abrechnete. In der Tat warf Jurij Andropow damals der vorausgegangenen sowjetischen Aussenpolitik vor, mehr als drei Jahrzehnte lang ihre ureigene Idee vom «sozialistischen Internationalismus» völlig missachtet zu haben. Den Vertretern der «partei feindlichen Gruppe» war laut Andropow die Achtung der Souveränität aller Nationen — der kleinen wie der grossen — völlig fremd. Molotow, der den Internationalismus der Gleichberechtigung der Völker entgegengesetzt, ignorierte, immer laut Andropow, das Neue, das die Entstehung des sozialistischen Weltsystems zum Begriff des proletarischen Internationalismus beigetragen hatte, Andropow warf also den ehemaligen engsten Mitarbeitern Stalins und verantwortlichen Führern der sowjetischen Politik vor, sie hätten das erklärte oberste Prinzip der sowjetischen Aussenpolitik selbst ignoriert. Mit dieser Feststellung verneinte er implizite die Glaubwürdigkeit dieser Aussenpolitik während Jahrzehnten.

### Von zwei möglichen Abweichungen wird nur noch die eine bekämpft

Wenigstens während der «Chruschtschewschchina» wurde also die einseitige Auslegung des «sozialistischen Internationalismus» nicht nur dort korrigiert, wo sie Souveränität und

Gleichberechtigung auf Kosten der Gemeinsamkeit betonte (Fall Nagy), sondern auch dort, wo sie die Gemeinsamkeit (unter sowjetischen Vorzeichen) auf Kosten von Souveränität und Gleichberechtigung der Partner zur Exklusivität machte (Fall Molotow). Diese letztere Korrektur war natürlich auch zu Chruschtschews Zeiten nicht wörtlich zu nehmen, aber immerhin bekannte man sich damals ausdrücklich auch zu ihr.

Das ist heute freilich nicht mehr zu erwarten, jedenfalls nicht als sowjetische Selbstkritik, während man dafür China vorwirft, die Souveräni-

tät seiner Partner zu missachten und damit den «sozialistischen Internationalismus» zu verletzen. Gerade dieser Vorwurf an die andere Grossmacht lässt erkennen, dass man sich indessen theoretisch nach wie vor daran hält, beim «sozialistischen Internationalismus» die «unlösliche Verknüpfung» seiner beiden Seiten zu berücksichtigen. Nur herrscht in der Praxis wiederum jene einseitige Auslegung, die Andropow 1961 noch Molotow zum Vorwurf machte. Heute ist es so, dass die sowjetischen Erfahrungen als verbindlich für sämtliche sozialistischen Länder der Welt deklariert werden. ■



Zur 1969 abgehaltenen Gedenkfeier an die Gründung der ungarischen Räterepublik von 1919 erschien Lukacs. Aber warum er sich weigerte, Grusstelegramme an Friedenskongresse zu schicken, berichtet Ervin György hier im Text.

seiner Tochter in seiner Villa am Plattensee auf der Halbinsel Tihany, kaum einige hundert Meter entfernt von dem für westliche Touristen erbauten Feriencenter «Tihany-Hotel und Motel». Häufig war ich hier zu Gast, manchmal privat, manchmal im Auftrag des Friedensrates. Hinter dem Haus ist ein kleiner Weingarten mit einer Presse, davor ein grosser Mühlstein und eine Bank.

Hierhin pflegte Illyes sich zum Schreiben zurückzuziehen. Nicht nur Gedichte oder Dramen, auch die Gruss- oder Protesttelegramme, wenn es die Friedensbewegung eben verlangte. Mit stundenlangem Sorgfalt feilte er am Text. Sein zentraler Gedanke war folgender: Wir empören uns immer wieder über die Unterdrückung der Völker ferner Kontinente und wollen dasselbe Schicksal vieler Millionen in unserer unmittelbaren Nähe nicht wahrhaben. Wir haben Mitgefühl für die Vietnamesen, Kongolesen, Südafrikaner oder amerikanischen Neger, aber dürfen z. B. kein Wort im Interesse unserer Landsleute in Siebenbürgen sagen. (Fast zwei Millionen Ungarn leben seit dem Zweiten Weltkrieg wieder unter rumänischer Herrschaft. Ihr oft sehr hartes Los zu erörtern gilt angesichts der vorgeschriebenen sozialistischen Brüderlichkeit im sozialistischen Ungarn als höchstes Tabu.) Dementsprechend trachtete Illyes seine ihm auferlegten Proteste immer so zu formulieren, dass eine Anspielung in dieser Richtung zum Ausdruck kam.

«Hoffentlich war ich nicht zu deutlich», pflegte er zu sagen, denn zu grosse Eindeutigkeit (oder Zweideutigkeit) hätte nur zur Folge gehabt, dass der betreffende Teil von der «Obrigkeit» einfach gestrichen worden wäre. Manchmal geschah das auch, manchmal aber war auch die

Zusammenstellung so perfekt, dass beim oberflächlichen Lesen nichts «Verdächtiges» bemerkt wurde. Leider aber glitten dann verständlicherweise nicht nur die Zensoren, sondern auch die einfacheren Zeitungsläser darüber hinweg.

Als ich Illyes zum ersten Male in Tihany besuchte, führte er mich zu den zwei grossen Betonzisternen, die neben dem Haus das Regenwasser auffingen.

«In der einen blieb das Wasser immer erhalten, aus der anderen versickerte es immer. Das war mir ein Rätsel, da ich kein Loch oder keinen Riss im Zement entdecken konnte. Nach langer Zeit kam ich endlich darauf... diese Fichte war der Täter. Ihre haardünnen Wurzeln drangen in den Zement hinein und sogen das Wasser aus. Diese ungeahnte Zähigkeit des Baumes hat mich tief gerührt, so entstand jenes Gedicht... an Lenins Worte hatte ich dabei wahrhaftig nicht gedacht...»

Ende der fünfziger Jahre hatte nämlich das Illyes-Gedicht über die zementberstende Zähigkeit der Fichte ziemliches Aufsehen erregt. Die Parteikritiker witterten dahinter ein parteifeindliches Symbol: Lenin hatte die einheitliche Ideologie als Zement bezeichnet, der die Partei zusammenhält und jeder Macht widersteht. Illyes wurde hart gerügt. Seitdem zeigte er jedem Besucher die Zisterne. «Honny soit qui mal y pense!»

#### Der Fall Kodaly

Auch bei Zoltan Kodaly war ich oft als Emisär erschienen. Kodaly hielt sich von jedwelcher politischen Stellungnahme fern, für den Friedenskampf aber war er gegebenenfalls bereit, seinen Namen zu geben. Allerdings wünschte er,

dass man mit dem fertigen Text zu ihm kam, den er dann nur zu unterschreiben hatte. Aber eben das war dann auch das Verhängnisvolle. Kodaly war ein leidenschaftlicher Protagonist der reinen Sprache. Mit Wollust fiel er über die oft recht kümmerlichen Funktionärstexte her und zerriss sie in Stücke. Nachdem er jedem Satz seine Fussnoten beigelegt hatte, bat er um «sprachgerechte» Neufassung.

Für mich war es natürlich ein besonderes Vergnügen, Kodalys bissige Bemerkungen an die verantwortlichen höheren Stellen weiterzuleiten. Unter anderem war er nie dazu bereit, einen Text mit seinem Namen zu unterschreiben, in dem das Wort «Friedenskampf» oder «Friedenskämpfer» vorkam. Dieses Wort sei ein Hirngespinnst, auch wenn es dem genialen Hirn Stalins entsprungen sei, pflegte er zu sagen.

Kodaly hatte mit 80 Jahren eine seiner Schülerinnen, ein bildhübsches 20jähriges Waisenmädchen, geheiratet. Es war ein offenes Geheimnis, dass er die Ehe geschlossen hatte, damit nach seinem Tode (er war kinderlos) seine immensen Lizenzrechte aus dem Ausland nicht dem «sozialistischen Staat» anheimfielen. (Kodaly hatte ein märchenhaftes Einkommen, lebte aber unglaublich bescheiden.) Selten habe ich so viel Liebe und Wärme gesehen wie die, mit der die junge Frau ihren Mann umgab. Wenn sie ihn anblickte, glich sie einer betenden Madonna.

Einmal, als ich auf den schlafenden Kodaly wartete, erwähnte sie, welchen Kummer es ihr bereite, dass ihr Mann sich nie einen neuen Anzug machen lassen wolle. In den alten Klamotten fühle er sich viel besser. Und sie erzählte Kodalys Affäre mit einem Polizisten. Der zerstreute Meister war einmal bei Rot über die Strasse gegangen. Ein Wachtmeister erappte ihn dabei, brachte es aber nicht übers Herz, dem einfachen Alten den üblichen Bussenzettel zu verpassen. Statt dessen hielt er ihm eine Moralpredigt und schloss mit der Frage: «Wieviel Rente bekommst du denn überhaupt?» Kodaly antwortete bescheiden: «So um die hunderttausend.»

«Ach so ist das, schwachsinnig bist du auch?»

#### Der Fall Lukacs

Auch Georg Lukacs sollte dem internationalen Friedenskampf moralische Schützenhilfe leisten. Es war im Juni 1965, kurz vor dem Weltfriedenskongress in Helsinki, an dem der WFR sein angeschlagenes Renommee (übrigens erfolglos) wieder aufpolieren wollte. (Siehe ZB Nr. 18/1970.)

Das Wiener WFR-Sekretariat drängte seine Mitglieder, Grusstelegramme berühmter Persönlichkeiten zu organisieren. Der ungarische Friedensrat sollte unter anderem besonders Georg Lukacs zur Mitwirkung bewegen. Ich erhielt die ehrenvolle Aufgabe, den «Marx der Aesthetik» dafür zu gewinnen. Die Parteizentrale stellte auch den gewünschten Text zur Verfügung. Er war im Grunde genommen ziemlich unverfänglich, denn man hatte mit Lukacs' Widerstand gerechnet. Ich sollte ihm gegenüber betonen, dass seine Stellungnahme zum Friedenskampf keine politische, sondern eine rein humanitäre Willensäusserung sei.

Nach dem Ungarnaufstand war Lukacs in die innere Emigration gegangen. Ihn bewahrte sein internationales Ansehen vor dem Gefängnis. (Er

Porträts sowjetischer Oppositioneller

## Der Philosoph Georgij Pomeranz

Von Valerij Tarsis

**Georgij Pomeranz, ein Indologe in den Fünfzigern, ist vor kurzem mit einer vom Samisdat herausgegebenen Sammlung von 18 Essays als oppositioneller Philosoph an die relative sowjetische Öffentlichkeit getreten. Die drei wichtigsten Arbeiten davon bespricht hier Valerij Tarsis; eine westliche Gesamtausgabe dieser Studien ist im Frankfurter Possev-Verlag in Vorbereitung. Pomeranz hatte seine Studien an der Universität Gorkij abgeschlossen und sich später am Moskauer Institut für Ostsprachen weitergebildet. Heute lebt er nicht mehr in Moskau (wo ihn Tarsis 1964 getroffen hatte), sondern im georgischen Kap Pizunda.**

Pressefreiheit gibt es in Sowjetrußland nicht. «Aber wer kann einem das Denken verbieten?» fragt der «verbotene» russische Philosoph (und Mathematiker) Jessenin-Volpin. Und tatsächlich finden sich neben den kläglichen marxistischen Flohknackern, die jetzt schon bald ein Jahrhundert lang Marxismus wiederkauen, eigenständige Philosophen, deren Arbeiten inoffiziell, durch den Samisdat, veröffentlicht werden.

Einer der bemerkenswertesten von diesen ist der philosophierende Indologe Georgij Pomeranz. Bis jetzt sind im Westen drei seiner Essays herausgekommen: «Quadrillion»; «Die Rolle der moralischen Gestalt der Person im Leben des Kollektivs»; «Der Mensch an sich» (auch verbreitet unter dem Titel «Der Mensch aus dem Nirgendwo»).

### Arcadia spielen wir bloss

Da Pomeranz seine zwischen Hoffnung und Pessimismus schwankende Philosophie, die hier im Ueberblick vorgestellt werden soll, in den genannten Arbeiten sinngemäss zusammenhängend entwickelt, wird im folgenden auf jeweilige Quellenangaben verzichtet.

Vorerst fällt das Werk Pomeranz' dadurch auf, dass er mit dem Materialismus gebrochen hat und dessen grundlegende Thesen einer vernichtenden Kritik unterwirft — und gleichzeitig mit dem Mythos vom glücklichen Leben des Proletariats in der UdSSR aufräumt. «Ohne Umschweife: Tatsächlich leben wir in einem Babylon; das Arcadia spielen wir bloss.»

Pomeranz sagt, die sowjetischen Bonzen hätten das russische Volk in seinem geistigen Wesen zerstört und es in eine sklavische Herde verwandelt. «In unserem Land sind nur noch Spuren eines Volkes geblieben . . .» — nämlich die heutige Opposition. Die Zukunft gehört aber ihr. Das schöpferische Werk der Opposition ist «ein lebenspendender Strom, aus dem Lieder, Gedichte, Prosa, philosophische Essays und abstrakte Malerei hervorsprudeln. Die Quelle ist in der Tiefe, ausserhalb des Bereiches offizieller Schriftstellerorganisationen. Sie strömt aber nicht etwa aus den «unteren» Volksschichten, sondern eher — in bezug auf die Bildung — vom Gipfel . . . Es ist eine Art Konterrenaissance.»

Es war das Bedürfnis nach geistiger Standortbestimmung, das die Wissenschaftler in die Bereiche der Dichtung und Philosophie lockte. Bei-

spiele dafür gibt es genug: Jessenin-Volpin, Okudschawa, Kim, Vyssozkij, Galitsch. Die offizielle Kritik apostrophiert sie als «verfaulte Intelligenz», die sich unter dem Einfluss des bürgerlichen Westens zersetzte. Tatsächlich sind aber einzig diese Intellektuellen der Opposition echt lebendig. «Wo die Intelligenz frei ist, ist dem ganzen Volk der Zugang zur Freiheit offen. Wo die Intelligenz in Unfreiheit ist, sind alle Sklaven.»

Uebrigens ist nicht nur die geistige, sondern auch die materielle Lage der Intelligenz alles andere als leicht erträglich. Ein Arzt, ein Lehrer, ein Ingenieur verdient in der UdSSR real etwa zehnmal weniger als in den USA. Allen ist schöpferische Initiative verwehrt, keiner kann tun, wozu es ihn verlockt. Sagt Pomeranz: «Was den Sinn meines Lebens ausmachte, tat ich ohne Bezahlung; meine Arbeit war die eines geistigen Lastträgers.»

Was ist da zu tun?

Gesucht wird ein Ausweg aus dieser Lage. Die Verbesserung der materiellen Situation, die in gewissen Fällen stattgefunden hat, ist kein Ausweg. Das Hauptproblem bleibt ungelöst: das Problem des geistigen Vakuums.

«Ein warmer Stall mit Kühlschrank, automatischer Futterausgabe und grünen Auen im Fernsehapparat sind fürs Vieh vollauf genügend, aber ein Mensch, der in dieses Paradies geraten ist, fühlt sich darin nicht glücklich», sagt Pomeranz.

Wissenschaft und Technik haben viel erreicht und gehen immer weiter; der Sinn des Lebens liegt aber nicht in der Erkenntnis der materiellen Welt. Es gibt bei uns (in der Sowjetunion) massenhaft Wissenschaftler, aber es gibt nicht einmal mittelmässige Weise. «Wir lösen die anfallenden Probleme irgendwie, aber im Ganzen, im Entscheidenden stehen wir in einer Sackgasse.»

Pomeranz geht noch weiter. Er hält fest, dass man in der Sowjetunion die grossen Zukunftsfragen, mit denen die Menschheit heute konfrontiert wird, schon längst aus den Augen verloren hat. «Der Kampf mit den lokalen Absurditäten hat unseren Geist verprovinzialisiert . . . Aehnlich wie Spanien im 17. Jahrhundert kämpfen wir gegen die Schwierigkeiten an, die wir uns selbst schaffen, und nach und nach erschöpfen wir in diesem Kampf unsere Kräfte. Wie im letzten Jahrhundert halten wir die Wirtschaft noch immer für das Primäre, bauen Hochöfen, wenn chemische Fabriken nötig sind, und schaffen eine grosse Chemie, wenn Aesthetik gebraucht wird, um die grauen Gehirnzellen zu stimulieren. Wir haben uns mit Tscheka-Grenzwächtern gegen das Abwandern der Gehirne geschützt und dabei übersehen, dass diese Gehirne sich in die innere Emigration geflüchtet haben.» (Und nach Möglichkeit auch in die äussere, kann man hier beifügen.)

Die Wirtschaft hat sich gewandelt, und wir hinken am Schwanz hintennach. Nicht die Produktion nach Plan, sondern die Produktion von wissenschaftlich-technischer Information ist oben auf, aber es wäre naiv zu meinen, dass damit das Ende erreicht wäre und dass keine weitere Entwicklung möglich sei. Schliesslich gibt es ein Gesetz des Bedeutungsverlustes der jeweils dominierenden Arbeitsform entsprechend der Entwicklung der Zivilisation. Die Buschmänner sind mit Jagd und dem Sammeln von Früchten

(Fortsetzung auf Seite 6)

war zusammen mit der Gruppe Imre Nagy verhaftet und nach Rumänien deportiert worden, konnte aber frühzeitig heimkehren.) Seine Vorlesungen auf der Universität wurden jedoch eingestellt, und in Ungarn konnte er auch nichts mehr veröffentlichen.

Im Laufe der Entspannungspolitik Kadars mit dem ungarischen Volk gewann die Rehabilitierung Lukacs' immer mehr an Aktualität. Zu seinem 80. Geburtstag, im April 1965, wurden Vorkehrungen zu einer offiziellen Aussöhnung mit ihm getroffen. Der Festsaal der ungarischen Akademie war schon für die feierliche Sitzung vorbereitet. Sozusagen in der letzten Stunde kam es jedoch zu einer Unstimmigkeit zwischen Lukacs und der Parteispitze (angeblich hatte sich Lukacs geweigert, auch nur in der mildesten Form eine fehlerhafte Einschätzung des Volksaufstandes zuzugeben), und die Ehrung wurde zurückgestellt.

Kaum zwei Monate nach diesem Ereignis hatte ich Lukacs mit meinem heiklen Auftrag aufzusuchen. Er sollte den Zweck meines Besuches nicht vorher erfahren, damit er nicht von vorneherein ein Gespräch über dieses Thema aus-

schlage. Ich hatte den grossen Alten schon einige Male unabhängig von meiner Friedensarbeit besucht. So war er auch dieses Mal bereit, mich ohne weiteres zu empfangen.

In der mit Büchern vollgestopften kleinen Wohnung am Belgrad-Quai, nur einige Häuser vom Sitz des Friedensrates entfernt, empfing mich Lukacs mit seiner üblichen trockenen Freundlichkeit. Nach einer kurzen Unterhaltung musste ich nun den eigentlichen Grund meines Kommens anschnitten. Lukacs zündete sich schliesslich vergnügt seine immer wieder verlöschende Zigarre an und meinte, wenn man seine Mitwirkung anstrebe, müsse man dies ganz anders beginnen. Diejenigen, die mir diesen Auftrag gegeben hatten, wüssten sehr wohl, wie und wo. Er überflog den gewünschten Text, gab ihn mir mit einem spöttischen Lächeln zurück und sagte: «Wenn ich ein solches Telegramm ins Ausland senden würde, würde ich den Eindruck erwecken, ich sei ein unbehinderter, vollberechtigter Bürger unseres Staates, der frei seine Meinung äussert. Ich bin aber kein freier Bürger und will auch nicht so tun, als ob ich einer sei. Nein, diesen Gefallen tue ich euch nicht!»

So blieb der Weltfriedenskongress in Helsinki von Georg Lukacs unbegrüsst. (Fortsetzung folgt)